

...

Im Morgengrauen ging es zum Verhör. Das war Teil ihrer Zermürbungsstrategie – die Gefangenen zu ungewöhnlichen Tageszeiten überraschend in die Vernehmungsräume zu zerren. Das Gefängnis lag praktisch noch im Schlaf. Mit erschreckendem Rasseln wurden die Schlösser der Zellentür geöffnet. Das metallische Geräusch klang immer aggressiv, hektisch, ungeduldig. Jemand schob die Riegel beiseite, einen oben, einen unten. So sicher waren wir verwahrt. Die schwere Tür bewegte sich. Moen zuckte zusammen. Doch er war nicht gemeint. Dieselben Kerle, die mich bereits mehrfach bearbeitet hatten, packten mich, holten mich heraus, stießen mich vor sich her, unsanft die Treppen hinunter, in den bekannten Raum.

„Sie haben die Fahne beleidigt und werden sich jetzt bei ihr entschuldigen“, verlangten sie von mir.

„Bei dieser hier?“, fragte ich verwirrt.

Einer der beiden hielt mir einen Fahnenstift entgegen, an dem eine Hakenkreuzfahne befestigt war. „Eigentlich bei der Fahne im Hof“, sagte er grimmig. „Wo Sie aufgegriffen wurden. Aber im

Grunde bei allen Fahnen. Also entschuldigen Sie sich jetzt!“

„Ich entschuldige mich.“

„Bei der Fahne!“

Ich wiederholte es unter Andeutung einer Verbeugung in Richtung Fahne, sagte nochmals: „Ich entschuldige mich.“

„So nicht! Wenden Sie sich ganz der Fahne zu, verneigen Sie sich vor ihr und sprechen Sie laut und deutlich: *Fahne, ich entschuldige mich bei dir und zugleich bei allen anderen Fahnen!*“

Ich tat es.

„Knien Sie nieder!“

Was blieb mir übrig? Wenn ich eines gelernt hatte im Gefängnis, dann daß sie alles mit einem machen konnten.

„Küssen Sie die Fahne jetzt!“

„Küssen?“

„Nehmen Sie den Fahnensaum in die Hand und küssen Sie ihn!“

Ich wußte, daß Priester vor Altären niederknieten und sie küßten, in Heiligen Messen. Aber eine Fahne? Diese Fahne? Andererseits war mir klar, daß jede Bemerkung über die Abartigkeit der Geste in Verbindung mit der Fahne mir nur Nach-

teile oder gar Schläge einbringen würde. Meinetwegen sollten sie ihr Schauspiel haben! Es war ja sonst niemand im Raum. Also nahm ich den Fahrensaum, um ihn zu küssen.

„Mit Hingabe!“

Ich küßte die Naziflagge so hingebungsvoll wie möglich.

„Mehr noch!“

Ich steigerte mich, sabberte an der Fahne herum, leckte wie ein Hund mit der Zunge an ihr.

Das schien den beiden zu gefallen. Jedenfalls amüsierten sie sich enorm darüber. Wenn sie nichts anderes von mir verlangten als die peinliche Fahnensabberei, sollte es mir egal sein! Glücklicherweise konnte ich ihnen nichts Wichtiges verraten, nichts preisgeben wie Moen. Nichts zu wissen und nichts preisgeben zu können, kann mitunter ein gewaltiges Privileg sein. Auch ich bin kein Held und wäre der Letzte, der Moen den Verrat seiner Mitkämpfer vorhalten würde. Wie es nun weitergehen sollte mit mir, ließen die Schergen offen. Ob ein Gerichtsprozeß auf mich wartete. Wie lange ich hier drin bleiben mußte. Stattdessen lachten sie sich über mich halbtot. Diese Erichsens!

„Was für ein Idiot“, kicherte der eine mit eunu-

chenhaft fistelnder Stimme, fast wie erstickend, unter Tränen.

Das Ganze ist mir ziemlich peinlich. Ich habe lange überlegt, ob ich Ihnen diese Szene überhaupt schildern sollte. Wenn das irgendwer erfährt, dachte ich, bin ich für immer erledigt! Ich kann mich nirgends mehr blicken lassen! Schließlich habe ich mich aber doch entschieden, es nicht für mich zu behalten. Ich finde, Sie haben ein Anrecht darauf, *alles* zu erfahren. Es steht Ihnen zu, daß ich offen zu Ihnen bin bis ins Detail. Immerhin sind Sie mir bis zu diesem Punkt gefolgt, haben mir Ihrerseits die gleiche Offenheit erwiesen. Daß Sie nicht längst aus der Erzählung ausgestiegen sind, ist mehr als ein wirklich großes Zugeständnis an mich. Es zeigt mir außerdem, daß Sie Mut besitzen! Sie konnten ja von Anfang an nicht wissen, worauf Sie sich einlassen, was alles auf Sie zukommen würde. Wie jemand, der am Eingang eines unbekanntes Höhlenlabyrinths entscheiden muß, ob er sich hineinwagt oder nicht. Ob er dem Winken eines seltsamen weißen Kaninchens folgt. Die meisten Menschen sind nicht mutig, würden wohl eher zurückschrecken, igeln sich lieber in ihrer festgefügtten Weltsicht ein. In ihren Pflichten, wie Busch

sagte. Was sie irritieren könnte, verdrängen sie, blenden es aus, tun es als Wahnvorstellung ab, als Spinnerei. Ein Bierglas, das über den Tisch gleitet! Wer glaubt denn so etwas? Zeitreisen! Gebete! Nichts als Humbug, Scharlatanerie! Obwohl die Beweise nicht zu übersehen sind! Haben all die überzeugten Gelehrten, die hochgebildeten Wissenschaftler, Professoren, die Besserwisser, Ignoranten denn jemals nachgeforscht, wie viele Menschen regelmäßig spurlos verschwinden? Eine erschreckend große Zahl! Lesen Sie die Polizeistatistik! Es ist kein Geheimnis! Was steckt dahinter? Unglücksfälle? Kapitalverbrechen? Suizide? Oder am Ende doch so etwas völlig Unvorstellbares wie Zeitreisen?

Schwer zu sagen, was da vor sich geht, wenn nichts zu finden ist. Keine Spuren, keine Hinweise, keine Überreste. Es gibt Orte, an denen es auffallend oft geschieht. Das Bermuda-Dreieck zum Beispiel. Davon haben Sie ganz sicher schon gehört. Oder das Michigan-Dreieck, das Bennington-Dreieck. Die sind weniger bekannt. Der Hoia-Baciu-Wald in Rumänien. Der Untersberg in den Berchtesgadener Alpen. Der Flinders Highway in Australien. Und viele, viele Orte mehr! Schlagen

Sie in Büchern nach! Nutzen Sie das Internet! Sie werden staunen, worauf Sie alles stoßen! Am Angikuni Lake in Kanada verschwand ein ganzes Dorf. Kein Bewohner tauchte jemals wieder auf. Dasselbe Schicksal traf die Roanoke Colony, eine der ersten Einwanderersiedlungen in Amerika. Erkundigen Sie sich! Es ist alles dokumentiert. Auf den Flannan Isles vor Schottland wurden drei Leuchtturmwärter vom Erdboden verschluckt. In der Suvla-Bucht in der Türkei marschierte ein ganzes Bataillon Soldaten in eine seltsame Wolke hinein und gilt seitdem als verschollen. Das alles macht niemanden stutzig? Sehen Sie sich um! Es ist eine Tatsache! Ein unerklärliches Phänomen. Überall auf der Welt. Mitten unter uns. Jemand will nur kurz den Hund ausführen oder schnell zum nächsten Einkaufscenter – und wird nie wieder gesehen. Vereinzelt kehren lang vermißte Menschen dann doch wieder zurück. So wie ich. Was die Betroffenen berichten, wird natürlich nicht für voll genommen. Oft leiden sie auch unter Amnesie, wissen selbst nicht, was ihnen widerfahren ist, oder können es nicht einordnen, nicht begreifen, nicht beschreiben. Es ist ja auch zu absurd! Wieder andere tauchen auf völlig uner-

klärbare Weise mitten unter uns auf, erscheinen wie aus dem Nichts. Ein gewisser Valiant Thor zum Beispiel. Sagt Ihnen der Name etwas? Er sorgte in Amerika für Aufsehen, da er behauptete, nicht nur aus einer anderen Zeit, sondern auch von einem anderen Planeten zu stammen. Der Geheimdienst nahm sich seiner an, da schnell deutlich wurde, daß er über ungewöhnliches und brisantes Wissen verfügte. Bis er auf rätselhafte Art verschwand. Aus einer verschlossenen Zelle! Einen ähnlichen Fall gab es in Kiew, wo ein verwirrter Mann in altmodischer Kleidung aufgegriffen wurde, der von sich sagte, aus den 1950er Jahren zu kommen. Er hatte Ausweispapiere der Sowjetunion bei sich. Man hielt ihn zunächst für einen durchgedrehten Landstreicher und steckte ihn in die Psychiatrie. Bis man herausfand, daß es tatsächlich in früherer Zeit eine Person seines Namens gegeben hatte, die ihm sehr ähnlich sah, auf alten Fotografien, und an dessen unerklärliches Verschwinden sich seine Freundin, inzwischen 74 Jahre alt, noch allzu gut erinnerte. Auch diesem Mann gelang nach kurzer Zeit auf unerklärliche Weise die Flucht aus seiner Anstaltszelle.

Alles erfunden? Bloße Phantasie? Natürlich

wird von offizieller Seite so getan. Wir sollen es nicht wissen, nicht erfahren. Man bringt bewußt gefälschte Anekdoten in Umlauf, um sie dann öffentlichkeitswirksam zu entlarven, das Thema lächerlich zu machen und damit auch die anderen, die wahren Ereignisse, in ein zweifelhaftes Licht zu rücken. Ich weiß jedenfalls, was ich weiß. Was ich erlebt habe. Ich glaube fest daran, daß jemand wie Nostradamus ebenfalls ein Zeitreisender gewesen sein mußte. Propheten überhaupt. Sie konnten ihre Aussagen über die Zukunft nur treffen, weil sie selbst aus der Zukunft stammten und auf irgendeine Art und Weise in die Vergangenheit geraten waren. Auch ich war ja in meiner Lage zu allen möglichen Prophezeiungen fähig. Ich wußte, was den anderen in meiner Zelle bevorstand. Wie dieser Krieg verlaufen würde. An welchem Tag genau er endete und wie es danach weitergehen würde in der Welt. Nur mein eigenes Schicksal lag für mich im Ungewissen. Ich konnte nur auf ein Wunder hoffen, mußte an ein Wunder glauben, wenn ich gerettet werden wollte. Pfarrer Busch hatte uns erzählt, auf welche Weise es dem Jünger Petrus gelungen war, aus dem Kerker zu entfliehen. Obwohl man ihn in Ketten gelegt und die Zellentür verschlossen

hatte, auch das Gittertor davor, das Ganze bewacht von doppelten Posten. Ein Engel soll in dem Verlies erschienen sein, soll Petrus an den schlafenden Wachen vorbei hinausgeführt haben bis vor die Tore der Stadt. Man kann es glauben oder nicht – die streng bewachte Zelle war jedenfalls leer, wie zahlreiche Zeugen beteuerten. Genauso wie bei Valiant Thor oder dem seltsamen Zeitreisenden aus Kiew. Konnte mir das nicht auch geschehen? Konnte mir nicht auch ein hilfreicher Engel zu Hilfe kommen, mich aus der Zelle befreien, zurück in meine Zeit befördern? Es mußte nicht mal ein Engel sein. Ein weißes Kaninchen wie bei Alice im Wunderland wäre mir genauso recht gewesen. Ich war bereit, alles zu akzeptieren, nur um diesem Zustand, der ja irgendwie an Wahnsinn grenzte, zu entkommen, zurückzufinden in meine gewohnte Normalität.

Die Kostklappe wurde aufgerissen. So pervers es klingt – man freut sich drüber. Daß einem Nahrung zugeschoben wird. Die täglichen Rationen. Man wartet ungeduldig darauf, obwohl es der mieseste Fraß ist, den man sich denken kann. Wir wurden gefüttert wie Tiere im Zoo. Nur nicht so üppig. In der Regel gab es morgens ein paar Scheiben Brot,

einen Klacks Butter, einen Becher warmer Milch, mit Milchpulver angerührt, und eine Schüssel Grütze. Zum Sattwerden war das nicht genug und auch nicht gedacht. Der Kalfaktor und seine Gehilfen verteilten es und maßten sich dabei einen unverschämten, höhnisch-gehässigen Kommandoton an. Dabei waren sie auch nur Gefangene wie wir. Schon ertaunlich, wie Menschen sich verändern, wenn man ihnen Privilegien gibt. Wir hatten keine Wahl. Der Hunger zwang uns zu essen, was immer sie uns hineinschoben. Der elementare Drang nach Nahrung, der in uns allen steckt, läßt sich nicht unterdrücken, nicht ausschalten. Genau betrachtet, ein erschreckend grausames Prinzip. Anders kann man es nicht sagen. Der alles Lebende beherrschende Zwang, sich ernähren zu müssen und dafür alles zu tun, unermüdlich zu arbeiten, sich zu unterwerfen, Tiere zu schlachten. *Fressen und gefressen werden*, wie es so schön heißt. Ist es nicht beängstigend, daß einem Schöpfer nichts anderes eingefallen sein soll als das – Hunger und der Kampf um Nahrung? Es erscheint uns allzu primitiv, zu billig, zu profan, um es zu akzeptieren. Wir wollen nicht glauben, daß das *alles* sein soll. Der ganze Daseinszweck. Daß sich unser Leben

einzig darum dreht, darauf beschränkt. Wir wollen keinem grausamen Kostklappen-Gott gehören, keinem Kostklappen-Gott dienen. Das Leben muß mehr bedeuten! Einen Ausweg bieten, einen Sinn! Eine Wahrheit! Eine Erfüllung! Ein Ziel!

Hastig stopfte ich den Morgenfraß in mich hinein. Es war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, tief-schürfenden Gedanken nachzugehen. Ich fühlte mich zerschlagen, ausgebrannt. Nicht nur wegen des frühen Verhörs. Eine schlaflose Nacht lag hinter mir. Ich hatte einfach keine Ruhe finden können. Nach der Entwarnung vom Fliegeralarm. Irgendwie hatte sich eine bedrückte Stimmung in der Zelle breitgemacht. Busch und Moen hatten ausgiebig gebetet. Wie immer war der Pfarrer vor der Nachtruhe noch an das Abflußrohr herangetreten, um die üblichen Liedverse in die umgebenden Zellen zu senden: „Jesus meine Freude / Meines Herzens Weide, / Jesus meine Zier. / Mag von Ungewittern / Rings die Welt erzittern, / Mir steht Jesus bei!“

Draußen begann sich tatsächlich ein Unwetter zu entladen, das grollend herangezogen war. Vielleicht hatte man deshalb den Luftangriff abgebrochen. Kein Flugwetter für Bomber. Möglich, daß

ihre Route von der Kommandozentrale spontan geändert worden war, sie ihre tödliche Ladung auf anderen Gegenden abgesetzt hatten. Vor unserem Zellenfenster spielte sich jedenfalls ein heftiges Wetterspektakel ab, blitzte und donnerte es gewaltig. Der nachfolgende Regen zog sich durch die halbe Nacht. Erstaunlicherweise fand ich später eine Beschreibung, die haargenau zur Stimmung in der Zelle paßt, beim Dichter Fernando Pessoa. Als wäre er selbst dabeigewesen. Das war er natürlich nicht. Da ich es nicht besser ausdrücken kann als er, erlaube ich mir, hier seine Worte kurz zu zitieren und Sie auf diese Weise in jene Nacht in der Zelle zu versetzen, denn genauso habe ich es erlebt, das Wachliegen nach dem ausgebliebenen Luftangriff: *Die Stille erschreckt wie der Tod. Der Regen erleichtert wie Tränen. Das Schwert eines matten Blitzes schwingt düster durch den Raum. Ein Donner entlädt sich in die Tiefe. Die Nacht bricht in lautes Schluchzen aus. Eine Windböe peitscht gegen das Fenster. Das Wasser gleitet in Wellen über die Scheibe. Die umrißhaften Gegenstände im Raum teilen meine Schlaflosigkeit. Traumfetzen huschen über die Wände. Die Zeit verlangsamt sich ...* Tatsächlich schien die Zeit in der Zelle wieder

stillzustehen. Wie eingerostet hinter Gittern. Kein Vor und kein Zurück. Nur die Nacht und der Regen – zur Ewigkeit erstarrt. Wo war mein Leben geblieben? Konnte nicht doch am Ende alles nur ein schlechter Traum sein, aus dem ich hoffentlich bald erwachen würde? Pessoa hat das Leben eine große Illusion genannt, eine *unwirkliche Episode unserer Phantasie* – einen *Zustand luzider Benommenheit, in dem uns unsere Träume auf den Hinterhof unserer Seele führen*. Vielleicht war es ja genau das. Vielleicht befand ich mich ja genau dort, auf dem Hinterhof meiner Seele, in einer unwirklichen Episode meiner Phantasie. Tatsächlich hatte meine Reise in die fremde Zeit auf einem ganz realen Hinterhof begonnen – dem Hinterhof von Georgs Kneipe.

Borchert fing jetzt an, zu schnarchen. Aus seinen Büchern wußte ich, daß es ihm ähnlich ging wie mir, wenn er nicht schlief und ihm in den Nächten Gedanken keine Ruhe ließen. Er beschrieb es in seiner Erzählung „Die Hundebblume“ so: „Manchmal in der Nacht war etwas da, das aus den Ecken kroch und aus dem Dunkel auf mich zutrat. War ich nicht mehr allein? Ich fühlte, daß es atmete und wuchs. Die Zelle wurde zu eng dafür

– so daß die Mauern weichen mußten vor diesem, das da war und das – ja, das ich Gott nannte. Aber dann sagte ich mir: Laß dich nicht besoffen machen, Menschlein, von der Nacht. Die Angst ist mit dir im Raum und sonst nichts. Die Angst und die Nacht. Dann kommt der Mond und leuchtet blaß die Wände ab. Die Zelle ist so eng wie je und Gott, den sie den Guten nennen, ist nicht da. Und das, was da war, was da sprach, war in dir selbst. Du warst es! Denn du bist auch Gott. Alle sind Gott, auch die Spinne und die Blume. Gott ist das Leben – das ist alles ...“

Hatte er recht? Es gab so viele Ansichten darüber, die alle richtig sein konnten. Jeder macht sich auf seine Art Gedanken. Hinter Zellenwänden ganz besonders. Da wird mancher philosophisch. Ein Erichsen vielleicht weniger als ein Borchert. Aber in gewissem Maße ganz sicher auch er. Einer zeichnet, was ihn bewegt, bedrückt, ein anderer schreibt Gedichte. Sofern die Wärter das erlauben. Oft denke ich noch an einen Häftling, der zu dieser Zeit allein in seiner Zelle saß. Wir kannten ihn nicht. Wir bekamen ihn nicht zu Gesicht. Er nahm am Hofgang nicht teil. Doch er muß in unserer Nähe gewesen sein. Ein zum Tode

Verurteilter. Seine Gedanken hat er in Versen festgehalten. Eine Sammlung von Sonetten – ich habe sie später in einem Antiquariat entdeckt. Auf einem Wühltisch mit preisgesenkten Büchern. Ich weiß noch, wie ich das Buch fand, es zur Hand nahm, es aufschlug und diese Zeilen las, die mich sofort in meine Zeit in der Zelle versetzten: „Heute war mir wieder zwischen Traum und Wachen /als hört‘ ich Dein vertrautes Lachen / als spürt‘ ich an der Wange Deinen Hauch / sag, Freundin, denkst du an mich auch?“

Jeder Gefangene kennt diesen Schmerz. Das Leiden an der Sehnsucht nach geliebten Menschen. Jeder hatte draußen jemanden. Borchert seine Heidi, Moen seine Bella, Busch seine Familie. Ich mußte ständig an Sylvia denken. Oft war mir *zwischen Traum und Wachen, als hört‘ ich ihr vertrautes Lachen*, als läge sie direkt neben mir, als streifte mich ihr *Hauch*. Dachte sie auch an mich? Hatte sie mich schon aufgegeben? Was tat sie in ihrer Zeit? Das fragte ich mich immer wieder. In ihrer Firma, in der ganzen Stadt wimmelte es nur so von jungen, notgeilen Schnöseln, die nur darauf lauerten, bei einer attraktiven Frau wie ihr den Witwenröster zu spielen. Ich wollte mich aber nicht

einer dämlichen Eifersucht hingeben, mich in sie hineinsteigern, zumal mir das absolut nichts nützte. Mehr als vierzig Tage war ich bereits drinnen. Die beiden Schergen hatten es mir verraten. „Sie haben jetzt vierzig Tage hier Kost und Logis genossen“, hatte mir der eine vorgehalten. „Dabei gehören Sie eigentlich an die Front! Ich frage mich, wieso Sie nicht dort sind. In welchem Wehrbezirkskommando wurden Sie gemustert? Wo ist Ihr Wehrpaß? Sie haben ihn bei sich zu tragen! Das wissen Sie doch! Sind Sie etwa desertiert? Oder wollen wehruntauglich sein? Vielleicht auf wehrunwürdig machen? Als Staatsfeind, Zuchthäusler, Geisteskranker? Seien Sie sicher: Wir finden es heraus! Wir werden Ihnen diese Flausen austreiben! Als Mann vom Mond schlüpfen Sie uns jedenfalls nicht durch!“

Wie sollte ich beweisen, wer ich war? In meiner Verzweiflung kam ich auf irrwitzige Ideen. Irgendwo draußen mußte die Familie meines Vaters leben. Meine Angehörigen. Ich könnte Kontakt zu ihnen aufnehmen. Doch was würde das nützen? Mein Vater dürfte nicht älter als ein Schuljunge sein. Wie sollte ich begreiflich machen, daß ich sein Sohn bin, wie sollte ich meine Großeltern davon überzeugen,

daß ihr Enkel vor ihnen steht? Trotz dieser Ausichtslosigkeit hätte ich sie gern aufgesucht. Schon aus Neugier. Um zu sehen, wie sie leben in ihrer Zeit. So viel ich wußte, wohnten sie in Breslau. Mein Großvater war Architekt, sein Architekturbüro ließ sich bestimmt ausfindig machen. Anders als die meisten Männer war er nicht an der Front – er war nicht kriegsverwendungsfähig. Eine schwere Verletzung aus dem Ersten Weltkrieg hatte ihn früh zum Invaliden gemacht. Mit neunzehn Jahren auf einem Kanonenboot, das auf eine russische Seemine geraten war. Es gibt ein Foto in Marineuniform von ihm. Ich erinnere mich, daß es in meiner Kindheit als Wandschmuck im Schlafzimmer meiner Großeltern hing. Heute steht ein verkleinerter Abzug davon in einem Rahmen auf meinem Schreibtisch. Irgendwo habe ich auch noch andere Bilder aus jener Zeit, schwarz-weiß und leicht vergilbt, verbräunt, die unter anderem meinen Vater als Jungen zeigen, sechs oder sieben Jahre alt, in kurzen Hosen, brav gescheitelt. So etwa konnte ich ihn mir jetzt in Breslau vorstellen. Mein Vater und seine Familie waren die einzigen Bezugspersonen, die ich hatte in dieser skurrilen Welt, zu denen ich in persönlicher Beziehung stand, die mir

jedenfalls, ohne es schon wissen zu können, später einmal ihre ganze Liebe schenken würden. Ihrem Enkel, ihrem Kind, ihrem natürlichen Nachfahren. Der ihr Leben und ihr Schicksal kannte. Der wußte, was auf sie zukam. Ob sie ahnten, daß sie bald fliehen mußten? Ich war ja Prophet. Ich sah es voraus. Ein irrer Stratege würde Breslau zur Festung erklären. Die Familie meines Vaters würde die Stadt verlassen, die Stadt für Deutschland verlorengehen. Im Flüchtlingsstrom würden sie der nachrückenden Front zu entfliehen versuchen, bis sie das Ende des Krieges im Bunker einer Brandenburger Dorfschule einholen sollte. Mein Vater hat mir die Szene oft plastisch geschildert. Man hatte draußen weiße Laken zum Zeichen der Kapitulation befestigt. Die Russen hätten es ignorieren und einfach Handgranaten hineinfliegen können, um sicher zu gehen, auf keinen Hinterhalt zu stoßen. Doch sie nahmen das Risiko in Kauf, kamen die Stufen herunter, mit vorgehaltener MPi. Einer trat direkt auf meinen Vater zu und tat etwas Überraschendes: Er holte Sonnenblumenkerne aus der Hosentasche hervor und drückte sie meinem Vater in die Hand. Zeigte, wie man die Kerne knackt und ißt. Nachdem die Front das Dorf überrollt

hatte, mußten Frauen reihenweise den Siegern ihr beschämendes Opfer bringen. Gehörte meine Großmutter dazu? Die Frage wurde nie gestellt. Jedenfalls war die Chance, den zahlreichen plündernden und marodierenden Soldaten zu entgehen, für Frauen jeden Alters sehr gering gewesen. Mein Vater stand in jenem Augenblick, als der Soldat ihm Sonnenblumenkerne schenkte, am Anfang einer neuen Zeit mit neuen Regeln. Man grüßte nicht mehr in der alten Weise, man lehrte andere Theorien. Lebensmittel gab es erstmal nur auf Marken. Zugeteilt wie an der Kostklappe im Gefängnis. Aber das war nicht wichtig. Der Krieg war vorbei! Mein Vater hatte ihn überstanden. Ein ganzes Leben breitete sich vor ihm aus. Ein glückliches, ein sehr erfülltes, wie ich zu behaupten wage. Bis er achtzig Jahre später unrettbar in Demenz versank. Als Dauerpflegefall in einem Heim. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er dort auf einer Bank im Korridor mit gepackter Reisetasche kauerte. In Erwartung, abgeholt zu werden. Von wem? Wohin? Fragte man ihn, dann nannte er Orte, an denen er Jahre oder Jahrzehnte zuvor gewohnt hatte. Er hoffte wohl, noch irgendwie aus diesem Heim entkommen zu können, aus dem Zustand,

den er nicht begriff, aus der Zeit, die für ihn abgelaufen war, zurück in sein früheres Leben. Aber das ist ausgeschlossen. So viel steht fest. Man kann die Zeiten wechseln, überspringen, wie es mir ergangen ist, jedoch im eigenen Leben geht das nicht. Das scheint ein unumstößliches Gesetz zu sein. Das Leben läuft unaufhaltbar weiter, egal wo und in welcher Zeit man sich befindet. Die Uhr des Lebens ist nicht aufzuhalten, wie man so schön sagt, und nicht zurückzudrehen. So war auch ich, obwohl ich mich außerhalb meiner gewohnten Zeit in der Vergangenheit befand, dennoch vierzig Tage älter geworden. Ein komplexes Phänomen, das unsere Vorstellungskraft herausfordert. Mein kranker Vater jedenfalls hatte keine Chance, sein Leben zurückzuspulen, sein früheres Leben zurückzugewinnen, während er Stunde um Stunde wartend auf der Bank im Korridor des Pflegeheims verbrachte. Dem Schicksal ausgeliefert – wie der Häftling in der Todeszelle. Da er nicht übergriffig wurde, das Personal nicht belästigte und nicht störte, ließ man ihn einfach sitzen, die Reisetasche auf dem Schoß.

...